1. Das dicke Ende

„Aber das ist ja furchtbar!“ Meine beste Freundin Laura sieht mich entsetzt an. „Das kann er doch nicht machen!“

„Doch, das kann er“, seufze ich.

„Kostet das nicht eine Stange Geld? Kann er das denn bezahlen?!“

„Kann er“, bestätige ich resigniert. „Leider.“

Der, von dem wir sprechen, ist mein Vater, den ich normalerweise liebevoll Papa nenne. Doch jetzt nicht, denn ich bin sauer, echt sauer, weil ...

Aber vielleicht sollte ich erst ein bisschen was von mir und meiner Familie erzählen, bevor ich zu dem Punkt komme, den Laura so entsetzlich findet. Ich übrigens auch.

* * *

Also, ich heiße Hannah Mommsen und bin gerade vierzehn geworden. Mein Vater ist eigentlich in Ordnung: Aus Sachen, die ihn nichts angehen, hält er sich raus, nervt nicht mit der Schule, und man kann mit ihm reden, wenn es ein Problem gibt. Vielleicht wundert ihr euch, dass ich meine Mutter nicht erwähne, aber die ist gestorben, als ich noch in den Kindergarten ging. An Nierenkrebs, das war ziemlich schlimm, aber ich habe das zum Glück nicht richtig mitgekriegt, weil ich noch so klein war.

Papa ist von Beruf Kapitän, er war oft „auf großer Fahrt“, wie Mama immer gesagt hat. Für mich war das okay, ich kannte es ja nicht anders, und wenn er

dann da war, war es doppelt schön. Nun darf man sich das nicht so vorstellen, dass Papa auf seinem Schiff eine weiße Uniform mit Goldtressen trug, so, wie man das aus dem Fernsehen kennt von der „Traumschiff"-Serie. Er fuhr auch nicht auf einem tollen Kreuzfahrtschiff wie der „Aida" oder gar der „Queen Mary", sondern war Käptn auf einem Frachter, der Container transportierte.

Als Mama dann so krank wurde, ist Oma „Stuttgart" zu uns gekommen und hat sich um Mama und mich gekümmert. Ich habe da natürlich nicht mehr Oma „Stuttgart" gesagt, sondern Omili. Eigentlich heißt meine Oma Lisbeth, und so wurde Omili daraus. Es gibt auch noch Oma und Opa „Florida", das sind Papas Eltern, die ihren Lebensabend in der Nähe von Miami Beach verbringen. Wir haben sie einmal besucht, Papa und ich, in den Sommerferien, da war ich zehn. Die beiden waren sehr nett, aber am wichtigsten waren für mich natürlich Disney World in Orlando und die Fahrt mit dem Glasbodenboot in den Keys.

Als es Mami sehr schlecht ging, war auch Papa die ganze Zeit da. Ich glaube, er und Omili haben sich gegenseitig getröstet. Für Omili muss es furchtbar gewesen sein, ihre Tochter so leiden zu sehen. Aber sie hat sich mir zuliebe wahnsinnig zusammengerissen und versucht, sich von ihrem Kummer nichts anmerken zu lassen. Mami war ein Einzelkind, genauso wie ich. Eine Zeit lang habe ich mir eine Schwester gewünscht, aber später nicht mehr, als ich bei meinen Freundinnen gesehen habe, dass Schwestern sich oft gar nicht so gut verstehen, wie ich mir das vorgestellt hatte, sondern sich meistens zanken. Da war ich dann ganz froh, dass es nur mich gab, und wenn ich mir etwas gewünscht habe, dann nur,

dass Mami wieder gesund wird. Aber das war unmöglich, Papa hat es mir ganz ruhig erklärt, als Mami ins Krankenhaus gekommen war. Ich fand das total ungerecht und war abwechselnd böse und traurig. Dabei hatte ich immer gebetet: „Bitte, bitte, lieber Gott, mach meine Mami wieder gesund!“

Ich weiß nicht mehr, ob ich schon da aufgehört habe, an einen „lieben Gott“ zu glauben oder ob das erst allmählich kam. Jedenfalls konnte ich mir irgendwann nicht mehr vorstellen, dass es überhaupt einen Gott gibt, und wenn doch, dann kümmerte er sich nicht gerade gut um uns Menschen. Omili sah das wohl genauso, nach Mamis Tod erwähnte sie Gott jedenfalls mit keinem Wort mehr, und in die Kirche gingen wir nie, nicht mal Weihnachten oder Ostern.

Im Krankenhaus durfte ich Mami nicht besuchen, egal, wie sehr ich bettelte. Und drei Tage später hatte Omili geschwollene, rot geweinte Augen, und Papa sah aus wie ein Geist: ganz blass, mit tiefen Schatten unter den Augen. „Mama ist jetzt im Himmel und passt von dort aus auf dich auf“, hat er zu mir gesagt mit einer ganz komischen, krächzigen Stimme. Mir hat der Gedanke gefallen, dass meine Mama jetzt ganz gemütlich in einer kuscheligen, weichen Wolke sitzt, keine Schmerzen mehr hat und wieder essen und lachen kann. Natürlich habe ich sie vermisst, besonders, dass ich nicht mehr mit ihr reden und schmusen konnte. Aber ich hatte ja Omili, die für mich da war, die mich morgens weckte, mir beim Anziehen half, das Frühstück machte, mich in den Kindergarten brachte und wieder abholte. Auch die Kinder in meiner Spielgruppe waren ganz lieb zu mir, sogar der blöde Olli, der mich sonst immer geärgert und an den Haaren gezogen hatte. Wenigstens eine Woche lang hatte ich Ruhe vor ihm, und Vivi,

die im Kindergarten meine beste Freundin war, hat mir fünf Tage lang ihren Schokopudding geschenkt.

Papa ist sehr bald wieder „auf große Fahrt“ gegangen, obwohl er sicher auch einen Job an Land gefunden hätte, wenn er das gewollt hätte. Aber ich glaube, es war einfacher so für ihn, mit seiner Trauer um Mama fertig zu werden, und bei Omili war ich in guten Händen. Sie kochte meine Lieblingsessen, malte und bastelte mit mir, freute sich darüber, wie schnell ich lesen und schreiben lernte, ging mit mir in den Zirkus und in den Zoo und las mir jeden Abend eine Gute-Nacht-Geschichte vor. Omili fuhr auch mit mir in den Hafen und zeigte mir die Riesenpötte, die die Elbe hinunterfuhren, beladen mit Hunderten von Containern. Auf so einem Frachter war auch Papa, bloß hatte er nun eine andere Route als früher, er schipperte jetzt nach Afrika. Von dort hat er mir zu meinem sechsten Geburtstag zwei Wüstenspringmäuse mitgebracht: Ich habe sie Ernie und Bert genannt, und alle Kinder haben mich beneidet.

Mit der Zeit war es für mich ganz normal, mit Omili zu leben, und mit Papa, wenn er frei hatte zwischen zwei Fahrten. Natürlich habe ich Mama nicht vergessen, doch so richtig erinnern, wie es mit ihr zusammen gewesen war, konnte ich mich nicht mehr. Aber das war vielleicht ganz gut so.

Mit zehn kam ich dann aufs Gymnasium, und das war auch die Zeit, wo es anfing, anders zu werden. Mit Omili, meine ich. Sie war schon ziemlich alt gewesen, als sie zu uns kam, so Mitte siebzig, und jetzt war sie über achtzig. Ihre Augen waren nicht mehr die besten, und gehen konnte sie auch nur noch ziemlich langsam. Aber viel schlimmer war, dass sie so vergesslich wurde. Manchmal hatte sie das Mit-

tagessen nicht fertig, wenn ich aus der Schule kam und war völlig überrascht, dass es schon so spät war. Einmal hat sie den Herd angelassen, und um ein Haar wäre unsere Wohnung ausgebrannt. Ein anderes Mal weckte sie mich ganz aufgeregt – ich würde zu spät zur Schule kommen –, dabei war Samstag und ich hatte gar keine Schule. Als Papa dann da war, habe ich ihm von all dem erzählt, aber er hatte es auch selbst gemerkt. Er und Omili hatten ein langes Gespräch miteinander, und ein viertel Jahr später ist Omili dann in ein Seniorenheim ganz in unserer Nähe gezogen, wo sie sich um nichts mehr kümmern musste, und Papa hat die Schifffahrt an den Nagel gehängt und arbeitet seither im Hafen in dem Büro einer Containergesellschaft. Das hatte er zwar nicht gelernt, aber sie haben ihn trotzdem genommen, denn das Containergeschäft boomte und man brauchte auch Mitarbeiter, die an Land alles organisierten. „Eine Ware ist keine E-Mail, die man über den PC in andere Kontinente schicken kann", hat Papa mir erklärt. „Solange man Sachen nicht beamen kann, sind Container-Transporte notwendig und eine wahre Goldgrube."

Nun war ich also die Tochter eines gut verdienenden, alleinerziehenden Vaters, und eigentlich klappte das von Anfang an. Wie gesagt, Papa und ich verstehen uns, und jeder lässt dem anderen seinen Freiraum. Selbst die Arbeitsteilung funktioniert, auch wenn ich natürlich mehr im Haushalt tun muss als zu der Zeit, als Omili noch bei uns war. Ich besuche sie jede Woche in ihrem Heim, es sind nur zehn Minuten mit dem Fahrrad. Sie freut sich immer, wenn ich komme, obwohl sie in letzter Zeit oft „Julchen" zu mir sagt. Julia, so hieß meine Mutter, und wahrscheinlich denkt Omili, ich sei sie, obwohl

ich Mama gar nicht ähnlich sehe. Mami war blond und zierlich, ich habe braune Haare und bin eher stämmig, so wie Papa. Es war also bestimmt richtig, die Sache mit dem Heim und dem beruflichen Wechsel. Dachte ich jedenfalls. Für mich war alles im grünen Bereich, bis gestern, als Papa nach dem Abendbrot mit ernstem Gesicht zu mir sagte, er müsse mit mir reden. In Gedanken habe ich ganz schnell gecheckt, ob ich irgendwas gemacht hatte, was nicht in Ordnung war. Aber mir fiel nichts ein, keine verhaune Klassenarbeit, kein Treffen mit einem Jungen, den Papa ablehnte oder so was. Ich hatte auch nicht vergessen, den Geschirrspüler auszuräumen oder die Wäsche, die bei uns immer am Wochenende gewaschen und getrocknet wird, in die Schränke zu legen. War alles okay.

Da saßen wir nun beide in der Küche, und Papa war sichtlich nervös. Er knetete mit der rechten Hand seine Linke, räusperte sich und hatte offenbar trotzdem Schwierigkeiten, die richtigen Worte zu finden.

„Nun, komm schon, Papa, mach's nicht so spannend! Was ist los?" Ich nippte an meiner Cola und sah ihn erwartungsvoll an.

„Tja, Hannah, in den letzten drei Jahren waren wir ja nun viel zusammen, wir zwei, und ich habe versucht, ein guter Vater zu sein und dir ein wenig die Mutter zu ersetzen. Und ich denke, das hat durchaus funktioniert mit uns beiden. Oder?"

„Klar, keine Klagen von meiner Seite! Du hast das alles prima gemacht", bestätigte ich und überlegte fieberhaft, worauf Papa wohl hinauswollte. Hatte er vielleicht jemanden kennen gelernt? Ein paar Mal hatte er sich mit Frauen getroffen, mir auch zwei vorgestellt, die ich ganz nett fand, auch wenn ich ein bisschen eifersüchtig und deshalb ziemlich zickig

gewesen war. Es war dann auch nichts draus geworden. War es diesmal vielleicht anders? Wollte Papa vielleicht heiraten und versuchte nun, mir das schonend beizubringen?

„Hast du eine neue Freundin?“, tastete ich mich vor. „Kriege ich demnächst eine Stiefmutter? Ist es das, weshalb du diesen Mini-Familienrat einberufen hast?“

„Nein, nein“, wehrte Papa ab. „So schlimm ist es nicht: keine böse Stiefmutter!“ Er versuchte zu lächeln, aber irgendwie geriet es ein bisschen schief. „Es ist mehr was Berufliches.“

„Hat man dir gekündigt? Musst du dir einen neuen Job suchen?“

„Ich *muss* nicht“, erwiderte Papa, „aber ich möchte gerne. Weißt du, Hannah, bei einer Containergesellschaft zu arbeiten, ist nicht das Schlechteste. Nur bin ich kein Schiffsmakler, sondern Kapitän, und mein eigentlicher Beruf hat mir schon sehr gefehlt in den letzten Jahren.“ Ich wollte etwas sagen, aber Papa hob die Hand. „Versteh mich nicht falsch: Es war die richtige Entscheidung, als es für Omili zu schwierig wurde, sich um dich zu kümmern und dir zuliebe bin ich gern an Land geblieben. Aber ich merke, wie ich von Tag zu Tag unzufriedener werde, wie mich die Sehnsucht packt, wieder auf Fahrt zu gehen.“ Papa seufzte. Schnell legte ich meine Hand auf seine.

„Aber das verstehe ich doch, Papa! Und so klein bin ich ja nun wirklich nicht mehr, dass du ständig hier sein müsstest!“ Ich war maßlos erleichtert, denn ich sah in Papas Wunsch, wieder als Kapitän auf einem Frachter zu arbeiten, gar kein Problem. „Du kannst gern wieder losschippern. Ehrlich, mir macht das nichts!“ Insgeheim schielte ich zur großen Uhr

über der Küchentür: In fünf Minuten fing der „Tatort“ im Ersten an, und den wollte ich von Anfang an sehen, sonst machte es keinen Sinn mehr.

„So einfach ist das nun auch wieder nicht, Hannah. Du kannst nicht tage- oder gar wochenlang hier allein leben, du bist schließlich noch nicht volljährig.“

„Ach, das kriege ich schon hin!“ Ich machte eine wegwerfende Handbewegung. „Mit dem Haushalt komme ich klar, das weißt du. Und wenn was ist, kann ich mich immer an Frau Lehnert wenden oder an Lauras Mutter. Wenn ich mal krank werde oder so.“ Frau Lehnert ist unsere Nachbarin. Sie ist nicht berufstätig und würde sich im Notfall bestimmt um mich kümmern, mich auch zum Arzt fahren, wenn es nötig wäre. „Und mit der Schule läuft es auch. Ich würde nicht schwänzen und auch ordentlich für die Klassenarbeiten lernen.“ Jetzt war es viertel nach, und ich wäre gern ins Wohnzimmer gegangen und hätte den Fernseher angemacht. Aber das dicke Ende kam noch, denn Papa schüttelte entschieden den Kopf. „Das geht nicht, Hannah. Das kann ich auf Dauer nicht verantworten. Doch es gibt eine Lösung, auch wenn sie dir im Moment wahrscheinlich nicht gleich gefallen wird. Aber ich bin sicher, wenn du dich erst mal an den Gedanken gewöhnt hast, siehst du sicher auch die Vorteile, die es für dich mit sich bringt. Es ist bestimmt nicht schlecht.“

„Was ist nicht schlecht? Was?“ Jetzt war ich richtig alarmiert.

„Hier.“ Papa zog einige Blätter Papier aus der Tischschublade. „Ich möchte, dass du dir das einmal ansiehst. Ich habe mich im Internet informiert und das für dich ausgedruckt. Und nächste Woche fahren wir hin und sehen es uns an.“ Er schob den dünnen Stapel zu mir rüber.

„Internat Eichenhof“ stand in der linken oberen Ecke, daneben war die Zeichnung eines Gebäudes, das ein bisschen wie ein Bauernhof aussah und von Eichenlaub umkränzt war.

„Ich will aber in kein Internat!“, stieß ich hervor. Ich wollte mir das alles gar nicht ansehen, mich interessierte nicht, ob das Sportangebot „vielfältig“ war, mit wie vielen Mädchen man ein Zimmer teilte, ob es eine „liebevolle“ Hausmutter gab oder Pferde zum Reiten. Und dass auf den Fotos nur fröhliche Teenager waren, beeindruckte mich auch nicht.

„Ich will nicht ins Internat! Alle meine Freunde sind doch hier! Dies ist doch mein Zuhause!“

„Das will dir ja auch keiner nehmen. Und dort kannst du neue Freunde finden. Ich bin ganz sicher, dass du dich nach einer Zeit des Eingewöhnens sehr wohl dort fühlen wirst. Ich kenne dich doch: Du bist kein Eigenbrötler, du bist kontaktfreudig und gern mit anderen zusammen. Lies es dir doch bitte einmal in Ruhe durch und lehne es nicht gleich von vornherein ab, nur weil der Gedanke neu für dich ist. Im Übrigen sind die meisten Jugendlichen freiwillig dort, obwohl sie gar nicht müssten. Sie könnten genauso gut auf eine normale Schule gehen, aber sie möchten gern im ‚Eichenhof‘ sein: Das Internat hat einen sehr guten Ruf, und die Plätze dort sind sehr begehrt. Ich habe jedenfalls mit dem Internatsleiter telefoniert und einen Besichtigungstermin für Mittwochnachmittag vereinbart. Vielleicht denkst du schon anders darüber, wenn du es dir angesehen hast.“

„Bestimmt nicht!“

„Komm, Hannah, sei fair! Ich habe fast vier Jahre lang ein Leben geführt, das ich so gar nicht wollte, und jetzt bietet sich mir durch die Pensionierung

eines Kollegen die Chance, wieder zur See zu fahren. Und was ich dir zumute, scheint mir nicht so schrecklich zu sein. Im Gegenteil. Wenn es keine objektiven Gründe gibt, die nach der Besichtigung dagegen sprechen, werde ich dich zum nächsten Schuljahresbeginn anmelden und du wirst es bitte ein halbes Jahr lang versuchen. Wenn du dich bis dahin nicht eingelebt hast und nicht bleiben willst, reden wir noch mal drüber."

„Du hast ja alles schon entschieden", jammerte ich. „Und was ist mit Omili und Ernie und Bert?"

„Der ‚Eichenhof' ist nur 120 km von Hamburg entfernt. Einmal im Monat wirst du Omili besuchen können, wenn du mit der Bahn fährst. Außerdem wissen wir beide, dass sie geistig immer weiter abbaut, sie wird dich nicht wirklich vermissen, so traurig das auch ist. Und für Ernie und Bert wirst du sicherlich in deiner Klasse jemanden finden, der sie gerne nimmt. Vielleicht sogar deine Freundin Laura."

Wüstenspringmäuse leben nicht ewig, und dies war nicht mehr die erste Generation. Aber ich habe die Nachfolger nicht anders genannt, und ich hing auch wirklich an ihnen. Dass ich mich von Ernie und Bert trennen sollte, fand ich wirklich gemein.

Den „Tatort" habe ich dann nicht mehr geguckt, sicher hätte ich die ganzen Zusammenhänge nicht mehr durchschaut, aber ich hätte mich wahrscheinlich sowieso nicht auf den Krimi konzentrieren können, dazu ging mir zu viel im Kopf herum. Ein Internat! Wie lebte man da so? Würde ich es aushalten, wenn ich dort wäre? Und was würde Papa machen, wenn ich einfach abhaute? Schließlich konnte mich keiner zwingen, dort zu bleiben, wenn alles ganz furchtbar wäre! Meine größte Sorge waren die anderen Mädchen. Wenn das nun alles überhebli-

che Zicken waren? Wo sie doch aus sehr wohlhabenden Familien stammten und *freiwillig* dort sein wollten! Sicher hielten sich alle für was Besseres. Würde ich neue Freunde finden? Und eine beste Freundin wie Laura?